Sieben Geschwister im Fürstenthaler Wald
Erinnerungen einer Buchenländerin an die "gute alte Zeit" vor 1914

Von MELLITA VON MIKULICZ früher Czernowitz

Als wir das erste Mal von Fürstenthal im Herbst wieder in die Stadt zurückkehrten, waren wir Wilde geworden, nicht bloße Bauern, sondern richtige Wilde. Auf unseren Häuptern saßen verwegen die Reste ehemaliger Hüte, und in ebensolch fragwürdigem Zustande befand sich alles übrige, zur äußeren Bekleidung Gehörige; unsere Hautfarbe aber schwankte zwischen kupferroten und schwarzbraunen Tönen. Als unsere braven Eltern uns in dieser Verfassung, dazu mit schmutzigen Rucksäcken und langen, eisenbeschlagenen Stöcken aus dem Eisenbahncoupé stürzen sahen, waren sie trotzdem höchst erfreut über unser gutes Aussehen. Kaum begannen sie jedoch zu bemerken, daß unsere unbändige, geräuschvolle Stimmung nicht bloß den Folgen des ersten freudigen Wiedersehens zuzuschreiben sei, und daß auch die offen zur Schau getragene Verachtung für europäische Kleidungsstücke uns gleichsam zur zweiten Natur geworden war, schien ihnen die Sache über den Spaß zu gehen.

Dazu kam noch größerer Jammer. Von unserem Schuhwerk trugen wir zwar etliche krampfhaft zusammengeschnürte Teile an unseren Füßen; diese wurden jedoch sofort beiseite geschafft, und wir wurden auf die in der Stadt verbliebenen guten Schuhe verwiesen, die in schöner Reihe glänzend und unversehrt dastanden. Was nützte das jedoch, wenn der Fuß unseres Jüngsten so ausgetreten und ausgewachsen war, daß er kaum in die Schuhe des Ältesten hineinpaßte? Und so ging es mit allen Dingen; es gab bittere Szenen und trübe Erfahrungen, bis es unseren Eltern gelang, uns wieder auf den einst besessenen zivilisierten Standpunkt hinaufzuschrauben. Fürstenthaler Bauern wurden wir jedoch immer weiter genannt, und sind heute noch stolz darauf.

Fürstenthal ist eine langgezogene Tangente in den Bukowinaer Waldkarpaten. Zu beiden Seilen bedeckt meilenweiter Urwald die Höhen, und dazwischen liegen eingepfercht in langer Reihe die Dorfstraße mit der Kette kleiner weißer Häuschen und der Waldbach. Wir wohnen im obersten Teile des Dorfes, wo die Häuser spärlich werden, wo die Höhen am engsten zusammentreten, und wo einzeln an der Strasse

stehende Nadelbäume aussehen, als ob sie sich nicht entscheiden könnten, ob sie sich dem "hinteren" oder dem "vorderen" Wald anschließen sollten.

Fürstenthaler Wald ! Der echte, große, stille Wald, gründämmernd, leiseschlummernd, leise-rauschend; der Wald, von dem man träumt, wenn man im engen Häusermeer der Städte eingeschlossen ist, an den man denkt, wenn man an die ersten, halbverworrenen Jugendbilder sich zurückerinnert; der Wald, der Seligkeit und Selbstvergessen und Heimweh in sich trägt zu gleicher Zeit !

So war der Wald, als wir sieben Geschwister, wild und frei, im ersten Sommer darin hausten; so blieb er, als wir ihn unter dem Schutze unserer Familienoberhäupter in den folgenden Jahren betraten. Manches hat sich aber jetzt in Fürstenthal geändert: wir haben gelernt, Bauern zu spielen, ohne dabei unser Gleichgewicht zu verlieren.

Im ersten Sommer pflegten wir mit Hintansetzung alter mitgebrachten Waschbecken und Handtücher uns nur während des Bades im Bache abzuscheuern und ließen die Sonne das übrige besorgen. Die Folge war, daß unsere Gesichter alsbald in lieblichen Kupfertönen prangten und sich durchschnittlich zweimal in der Woche schälten. Übrigens war es niemanden von uns vergönnt, diesen Hergang an sich selber zu beobachten, da sich ein Spiegel in unserem Hausgeräte nicht befand; so war man nur auf gegenseitige Mitteilungen angewiesen, die aber ziemlich ausreichend waren, da keiner von uns es je verfehlte, den anderen mit grinsendem Behagen auf die jeweiligen Veränderungen seines Gesichts aufmerksam zu machen. Jetzt wissen wir, wie anständige Leute sich benehmen müssen; sämtliche Waschbecken und Handtücher kommen zu ihrem Rechte, und auch ein Spiegel ist stets mit. In diesem ersten Jahre stieg auch so mancher von uns mitunter zähneklappernd in das graue Wasser, um ein Erfrischungsbad zu nehmen; und zähneklappernd stieg er nach zwei Minuten in seine triefenden Kleider zurück, denen besser gewesen wäre, wenn ein Schirm sie unterdessen überspannt hätte; aber man mußte doch täglich seine Bäder einholen, um womöglich die höchste Zahl aufzuweisen.

Bezüglich der Mahlzeiten sind auch einige Änderungen eingetreten; was wir früher "Freßorgien" nannten, sind jetzt gesittete Mahle. Die Köchin, die in jenem ersten Sommer der bösen Sieben mitgegeben ward, hatte es nicht schwer. Jeder barfüßige

Dorfbube, der eben seinen Hennen die Eier unter den Flügeln weggenommen hatte und sie uns mit der Frage: "Wullts ihr Oier kuffa ?" in seinem Hut entgegenstreckte, erhielt ein paar Kreuzer eingehändigt; jedes kleine Dorfmädel, die ihren irdenen Krug kuhwarmer Milch ängstlich an sich gepreßt herbeitrug, wurde abgeladen. Ob es sonst Fleischgerichte sechsmal oder viermal in der Woche gab, war uns höchst gleichgültig, nur recht viel mußte es sein. Jetzt, da unsere Eltern auch mit dreinzureden haben, kommt es schon mehr auf Art der Zubereitung und Wechsel an, die Mahlzeiten sind regelmäßiger, gediegener, und das Tischtuch wird nie vergessen; ganz wie daheim in der Stadt. Auch die wilden Kriegsgesänge und allerlei ähnliche musikalische Aufführungen während des Essens sind für immer eingestellt worden und werden auf geeignetere Zeitpunkte verlegt.

Unsere Fürstenthaler sind genau die alten geblieben, schweigsam und von harter Arbeit gebeugt die Männer; die Frauen ebenso abgearbeitet und verkümmert, aber heiter dazu. Vor 115 Jahren waren sie, etwa dreißig Familien, aus Böhmen hergewandert und hatten nichts als einige rumänische Bauernhütten vorgefunden. Der Bach und die Waldgegend, die er bis zu seiner Mündung in die Suczawitza durchfloß, hieß Wojwodjassa und ist auch heute so auf der Karte verzeichnet. Die Sage erzählt, daß hier sich einst die Tochter eines mächtigen Wojwoden verirrt habe und von Hirten beherbergt worden sei, bis ihr Vater sie wiederfand und der Gegend den Namen gab. Die böhmischen Einwanderer übersetzten das Wort, und so heißt es heute Fürstenthal. Sie bauten mit der Zeit ihre kleine katholische Kirche und Schule, die Häuschen stiegen immer weiter talaufwärts. Es wurde eine Glashütte errichtet, in der Männer, Weiber und Kinder reichen Verdienst fanden. Dann kam der große Brand, der den ganzen Betrieb vernichtete. Heute noch liegt neben dem Wirtshaus des Franz Hagel ein Trümmerhaufen auf der Stätte der einstigen Fabrik, wo tausend helle Glasscherben in der Sonne funkeln. Nun mußten die Fürstenthaler eine ganz andere Lebensweise beginnen; sie wurden Waldarbeiter und haben nun doppelte Mühe und kargen Verdienst. Ein Teil von ihnen, auch Weiber und Kinder, haut meilenlange Reitstege in den Urwald hinein, die sich wie Gürtel um die mittlere Höhe der Berge ziehen, bald mühsam durch knorrige Wurzeln und hartes Gestein sich bahnend, bald eine tiefe Schlucht umschlingend oder einen mächtigen, vom Sturmwinde hingestreckten Waldriesen durchschneidend, welcher unbeweglich daliegt. Noch viel schwerer arbeiten die Holzhauer, die hoch auf den steilen Abhängen die Bäume fäl-

len, schlichtes und auf Schlitten zu Tal fahren. Sie bleiben oft die Woche über fort und rühren in einer Koliba, wo sie stets einen Kessel zum Kochen der Mamaliga vorfinden, zu der sie das Mehl mitnehmen.

Am Samstagabend kommen die Männer und jungen Burschen, meist in Alpentracht gekleidet, heim, um den Sonntag zu feiern. Dann wird das Häuschen rein gemacht. Die Bewohner ziehen Feiertagsgewänder an, den kleineren Mädchen flechten die älteren Schwestern dünne, feste Zöpfchen, die für die ganze Woche halten müssen. Einige der Mannsleute verbringen den Nachmittag im Wirtshaus beim "Hogerl", die meisten aber sitzen in feierlicher Ruhe gruppenweise vor ihrem Hause, rauchen bedächtig ihre Pfeifen, reden sehr langsam und sehr leise; oder sie krauchen zwischen den Bienenstöcken umher, mit Drahtmaske und dicken Handschuhen. Mitunter wird in reicheren Häusern am Nachmittag getanzt; die Burschen ziehen vorher unter Harmonikaklängen die Dorfstraße entlang, um Leute zu werben. Seinen Schnaps bringt jeder Bursche selbst mit.

Ihren Dialekt und ihre alten Gebräuche haben die Leute so rührend treu beibehalten, daß man glauben würde, daß sie mitten zwischen rumänischer Bevölkerung eingekeilt sind. Da die dreißig Familien immer in einander einheirateten, kehren gewisse Namen bis zum Überdruß wieder; die Sache wird noch dadurch erschwert, daß auch die Wahl der Taufnamen höchst beschränkt ist. So kam es, daß unsere Kinder nach wenigen Tagen zwar im Besitze von mehreren Dutzend Freunden und Freundinnen waren, aber erst im Laufe des zweiten Sommers jedes Stück beim richtigen Namen benennen konnten. Das Einfachste war es jedenfalls, Fertl, Franzl oder Resi zu rufen; auf diese Weise traf man fast immer das Richtige. Wenn wir mit bewußter Sicherheit Wenzel, Marie oder Regina (alles auf der ersten Silbe zu betonen) rufen dürfen, empfinden wir den Klang dieses seltenen Namens als wahre Wohltat. Im letzten Sommer mußten wir es sogar erleben, daß einige neu hinzugekommene Fürstenthaler Sprößlinge, die von den nur wenig älteren Schwestern und Brüdern wie Pakete herumgetragen werden, unsere eigenen Namen bekommen hatten.

Unser Nachbar hat von seinen zehn Söhnen drei lebende übrig, John, Ambros und Rudolf genannt, da doch alle unmöglich Fertl und Franzl heißen durften. John ist "nur zu g'scheit", wie seine Mutter sagt; er hat sich hinter seines Vaters Haus ein

eigenes Heim zurechtgezimmert und hat "a Tuchet g'heirat", wie wir wieder von seiner Mutter erfuhren, was besagen soll, daß seine Frau eigene Federbetten mitgebracht hat. John ist also "nur zu g'scheit", Ambros ist "nit recht g'scheit" und der arme Rudolf ist "nit g'scheit". Seine einzige Arbeit ist, Wasser aus dem Bache zu holen und Schweine und Gänse zusammenzuhalten. Dabei sieht der baumlange Bursche mit seiner struppigen gelben Mähne, dem weit aufgerissenen Mund und den lachenden braunen Augen so gutmütig und so nett aus, daß man ihn gern haben muß. Oft plegt er aus purer Lebensfreude mit den eben gefüllten Wasserkannen über Stock und Stein zu springen und dazu ein lautes, eigentümlich nasal ausklingendes "Ha-hon" ertönen zu lassen, sein Leitmotiv, welches er euch sonst anstimmt, sobald man ihn dazu animiert; es kam jedoch auch vor, daß er auf eine diesbezügliche Aufforderung, gutmütig den Kopf schüttelte und sagte: "I will nit. Da er nie die Schule besucht hat, ist er, seinem Dialekt nach ein Fürstenthaler von reinstem Wasser; doch steht bei uns fest, daß er der englischen Sprache mächtig ist, seit er sich die Ausdrücke wie "Kau" für Kuh, "hom" für heim und andere ähnliche hat entschlüpfen lassen.

Über hervorragende Verstandesschärfe der Fürstenthaler im allgemeinen läßt sich leider auch nicht viel berichten. Der Sohn unserer Hausfrau, ein Fertl und Busenfreund unseres Jüngsten, hatte mit diesem zu gleicher Zeit den Schulunterricht begonnen. Jedesmal aber, wenn zu Beginn der Ferien die ersten Begrüßungsszenen vorbeigerauscht sind, stellt es sich heraus, daß Fertl trotz seines kürbisgroßen Kopfes nicht viel leistet; im nächsten Jahre wird er sogar von der mühsam erklommenen Höhe der zweiten Klasse wieder in die erste herabsteigen müssen. Wenn der Kerl sich aber zum Sägebock hinstellt, hält er es aus, bis wir alle steif und lahm sind und uns die Säge aus der Hand gleitet.

Daß die militärische Tracht unseres älteren Bruders, eines angehenden Kriegers, allgemeines Interesse und Wohlgefallen erregt, läßt sich denken. Als er einst einer ihn bewundernd umstehenden Schar von den Aussichten seiner zukünftigen Laufbahn erzählt und dabei war, ihnen die Rangklassen der höheren Generalität zu; erklären, rief irgendein Fertl dazwischen: "Wann wirscht aber Korporal ?"

Wie alt die Kinder sind, ist meist nicht zu ergründen; von intelligenten Eltern erfährt man jedoch mitunter, daß dieses Kind "auf Kartoffelausgraben" sechs, oder jenes

"auf Heumachen" fünf Jahre alt gewesen sei. Das eigentliche Nationalspiel der Fürstenthaler Jugend ist das Lehmknallen. Aus schwärzlicher, feuchter Masse wird ein großer Kuchen geknetet, und mit der Faust eine Vertiefung hineingeformt; das Ganze wird emporgeschleudert und im Herabfallen gibt die im Loche zusammengepreßte Luft einen schönen dumpfen Knall. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß unsere Jüngsten diesem Sport mit Feuereifer huldigen, muß aber hinzufügen, daß sie bereits so gesittet sind, Hände und Füße erst im Bache abzuscheuern, bevor sie wieder das Zimmer betreten.

Welche Märsche in Fürstenthal waren schöner, diejenigen im ersten Sommer, da wir mit schlagenden Herzen in den unbekannten Forst vordrangen, da wir die Reitsteige stundenlang über Höhen und an dunklen Schluchten vorbei verfolgten, atemlos und erwartungsvoll, bis wir endlich, endlich eine Lichtung fanden, ein Jägerhäuschen, eine einsame Wiese, wo große blaue Glockenblumen ihre Häupter wiegten? Oder ist es heute schöner, wo wir den Weg zur Pancrata, zur Haciunga oder zu irgend einer anderen Pojana besser kennen als ein Fürstenthaler, wo wir jedem absonderlichen Baum unterwegs zunicken wie einem alten Freund? Wir wissen jetzt, wo die größten Erdbeeren wachsen, wo die schwarzen Eichhörnchen am frechsten herumspringen, wo die Rehe ahnungslos und unbekümmert grasen. Unter dieser verwachsenen Tanne wurde der "Häckel" von Bölsche laut vorgelesen, dort drüben liegt der Jörn-Uhl-Hügel und auf jener Wiese wanden wir bunter Kränze, während wir den Peter Camenzind kennen lernten. Dort oben auf der tausend Meter hohen Pojana halfen wir den Leuten mit fliegender Eile das Heu einbringen, während ein schweres Gewitter sich von allen Seiten zusammenzog und stahlgraue Wolkenmassen die prachtvolle Aussicht auf das Gebirge verdunkelten. Und als der letzte Schober aufgetürmt war, flüchteten wir triefend miteinander in die nächste Koliba und erwärmten uns am rauchigen Feuer.

Drüben über den Bergen wohnen die Wallachen, wie unsere Leute verächtlich sagen. Wenn man über den waldigen Bergkamm nach Norden steigt, stößt man auf russische Ciovani, die sich wochenlang an den Abhängen umhertreiben, ohne ins Tal zu steigen. Unten liegt in malerischer Umgebung das griechisch-orientalische Suczawitza-Kloster mit seinen kostbaren alten Fresken, Gräbern und Schreinen. Dunkle, langbärtige, rätselhaft blickende Mönche und kostbar gekleidete Priester

wandeln während des Gottesdienstes zwischen der Gemeinde umher. Leider ist es nicht gut möglich, die prächtigen Typen der Bauern zu beobachten, die in ihren buntgestickten Leinwandhemden und den darübergeworfenen Pelzen so eigenartig aussehen; der Qualm aus den Weihrauchkesseln, gemengt mit dem Geruche von Ziegentalg, der den Pelzen und den glänzend geschmierten Haaren der Andächtigen entströmt, nötig zur schleunigen Flucht aus dem dunklen, überfüllten Raume ins Freie hinaus. Ein vierstündiger Marsch von Fürstenthal aus führt nach Putna, in dessen weitberühmten Kloster die Gebeine Stephans des Großen liegen; im, vorigen Sommer wurde der vierhundertjährige Todestag dieses berühmtesten Königs der Moldau mit großer Pracht gefeiert.

Wie sieht es im Winter in Fürstenthal aus? Wir haben im September letzten Jahres den Wald dick beschneit gesehen, und oben auf den Pojanen lag die weiße Decke einen halben Meter hoch; doch das war nicht der frostknarrende, glitzernde, bittere Winter, der im November beginnt und im April scheidet. Dann stapfen vermummte Kinder in grauer Frühe zur Schule hinunter, kommen nach 12 Uhr mit nassen durchfrorenen Füßen heim, schlingen ihr armseliges Essen herab, ohne die Bücher aus der Hand zu legen und stapfen wieder zum Nachmittagsunterricht hinunter.

Die Männer ziehen hoch hinauf in den Holzschlag, wo das totgefrorene Wild auf dem Boden liegt und der Sturm die Bäume niederwirft, daß sie stöhnend auf ihre Nachbarn sinken. Und die Kranken, die Kleinen, die noch nicht sieben Jahre alt sind, hocken sechs dunkle, lange Monate hindurch bei vernagelten Fenstern in der Stube, ohne Zeitvertreib, ohne Anregung, ohne Beschäftigung. Dann denken aber ihre Freunde an sie; ihre Freunde in der Stadt, denen der Winter so viele frohe Stunden bringt. Die Kinder suchen aus allen Winkeln altes Spielzeug zusammen und pappen Bilderbücher zurecht; dann werden ausgemusterte Mäntel, Kleider und Schuhe zusammengetragen, Weihnachtskuchen gebacken, Feigen und kleiner Weihnachtskram auf dem Markt gekauft und die Säcke und Schachteln kommen zur Post. Nach acht bis zehn Tagen langen die Briefe an, in steifen, groben Zügen geschrieben:

> Gruß aus Früstenthal am 29.12. an die Wolgeboren und gnädige Hersaften das wir haben das Paket mit größter Gesundheit und freue erhalten welche Gesundheit wir wünschen die gnädige Hersaft und die Kinder sich ser darüber gefreut haben

und die Resi eine sehr große freude mit ihre warmen Mantel und sie dankt sehr herzlich dafür und der Franzl und auch die ganz Familien.

Mehr neues können wir nicht schreiben das wir sind gesund und ist sehr kaltes Wetter hier und Grüße und Handküße von meine Kinder und von meinen Man und von mir auch.

Karolina Stöhr.

Warum das den Leuten so geläufig sein sollende Wort Fürstenthal immer "Früstenthal" lautet, ist schwer zu erklären; vermutlich schwebt dem Schreiber, schon während er das große F aus der Feder schnörkelt, die Vorstellung vor, daß ein r irgendwo hinkommen muß, welches er dann auch sofort hinsetzt. Am gediegensten ist wohl jener Brief, den die Witwe Fürch uns einst zu Weihnachten schrieb.

Gruß aus Früstenthal aufs Neue jahr
mit Freuden ergreife Ich die Feder um ihnen zu schreiben das wir das Paket mit größter Freude erhalten und danken dafür und es sogen Herzliche Grüß von der ganzen Familie. Es sogen an die Herschaftliche Fammilie Neue Jahr wünsche was wünschen wir den Hausherrn zum diesen Neuen Jahr da wünschen wir einen Goldnen Wagen das er kan ser lustig fahren. Was wünschen wir der Frau zu diesen Neuen Jahr da wünschen wir eine Goldene Wigen das sie kann ihr Kindlein wigen. Was wünschen wir den Jungen Herrn eine Goldene Dosen das Dukaten blasen. Was wünschen wir dem Fräulein zum diesen Neuen Jahr ein Goldenen Ring der was so schöne ist das sich ihr Herz erfreut. Ich Schließen unser Schreiben mit vielen Grüßen und danken für die schöne warmen Sachen von

Franziska Fürch!"

Wie viel Mühe und Zeit wird es die Frauen gekostet haben, dies schöne, alten Sprüchlein, das sie nur durch mündliche Überlieferung kannte, auf Papier zubringen?

Wenn wir Anfang Juli in Fürstenthal ankommen, laufen uns alle Kinder entgegen, und die Buben werfen unseren Pferden Kränze um die Hälse, unsere drei nebeneinander liegenden Häuschen sind mit Tannen- und Blumengewinden geschmückt. Die

weißgetünchten Stuben enthalten nichts als eine Unzahl buntglänzender Heiligenbilder an den Wänden (94 Stück waren im letzten Jahre der höchste Rekord) und in jeder Ecke einen hochgefüllten Strohsack, mitunter auf einem Bettgestell liegend. Und trotzdem dünken wir uns reich und selig, wenn wir unsere zweite Heimat wieder betreten dürfen, unser stilles friedliches Fürstenthal. Wenn wir dann im Herbst wieder in die Stadt ziehen und einmal besonders schön träumen, dann hören wir unseren alten Wald wieder rauschen und sehen die Sonnenlichter auf den Fichtenstämmen spielen; dann sitzen wir wieder auf unseren hohen, einsamen Wiesen und winden Kränze aus blauen Glockenblumen und leuchtenden Margariten. Wir erwachen und wissen, daß wir noch Fürstenthaler Bauern geblieben sind und zählen die Tage, bis es wieder Sommer wird.

(Entnommen der Neuen Freien Presse, Wien, September 1905)